**Zeitschrift:** Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
**Herausgeber:** Schweizerische Friedensgesellschaft
**Band:** - (1897)
**Heft:** 10-11

**Artikel:** Reiseerinnerungen
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-802615

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 07.08.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Auflösung entgegengehen soll. Das Vaterland zählt auf Eure Hingebung, und Ihr werdet seine Erwartung nicht täuschen.

Wehrmänner! Ihr müsst aber aus diesem Kampf nicht nur siegreich, sondern auch vorwurfsfrei hervorgehen. Man soll nachher von Euch sagen müssen, dass Ihr überall, wo es not that, wacker gekämpft, aber auch Euch menschlich und grossmütig gezeigt habt. Ich stelle daher unter Euern besondern Schutz die *Kinder*, die *Weiber*, die *Greise* und die *Diener der Kirche*. Wer seine Hand an Wehrlose legt, entehrt sich selbst und befleckt seine Fahne. Gefangene und Verwundete verdienen um so mehr Euer Mitgefühl, als schon viele von Euch mit denselben zusammen im eidgenössischen Dienst gestanden sind.

Ihr werdet nirgends nutzlose Zerstörungen auf den Feldern anrichten und geduldig die augenblicklichen Entbehrungen zu ertragen wissen, welche die Jahreszeit mit sich bringt und die eintreten werden, wenn auch alles aufgeboten wird, um Euch dieselben zu ersparen.

Eure Anführer werden alle Beschwerden mit Euch teilen. Hört auf ihre Stimme und befolget das Beispiel, das sie Euch geben werden. Es liegt oft mehr Verdienst darin, die Mühseligkeiten und Entbehrungen des militärischen Lebens mit Geduld zu ertragen, als seinen Mut auf dem Schlachtfeld zu entfalten.

Wenn aber alles erfolgt, wie ich es hoffe, so kann der Feldzug, den wir vorhaben, nicht lange dauern, und Ihr werdet mit dem schönen Bewusstsein in Eure Heimat zurückkehren, eine hohe Pflicht erfüllt und dem Vaterland den wichtigen Dienst geleistet zu haben, dass es sich wieder in einer Stellung befindet, in welcher es, wenn es not thut, seine Unabhängigkeit und Neutralität mit Nachdruck behaupten kann."

Und da zu allen guten Dingen drei gehören, gebe ich unseren nicht sowohl schneidigen, als warmfühlenden Patrioten noch ein drittes Mal das Wort, zumal ja Dufour nie viel Worte macht.

Bevor die eigentlichen Kriegsoperationen begannen, erliess er unterm 22. November nachfolgende Ansprache:

„Eidgenössische Wehrmänner! Ihr werdet in den Kanton Luzern einrücken. Wie Ihr die Grenzen überschreitet, so lasst Euern Groll zurück und denkt nur an die Pflichten, welche das Vaterland Euch auferlegt.

Zieht dem Feinde kühn entgegen, schlagt Euch tapfer und steht zu Eurer Fahne bis zum letzten Blutstropfen.

Sobald aber der Sieg für uns entschieden ist, so vergesset jedes Rachegefühl, betragt Euch wie grossmütige Krieger, verschont die Ueberwundenen; *denn dadurch beweist Ihr Euern wahren Mut.* Thut unter allen Umständen, was ich Euch schon so sehr empfohlen habe, *achtet die Kirchen und alle Gebäude, welche dem Gottesdienst geweiht sind! Nichts befleckt Eure Fahne mehr, als Beleidigungen gegen die Religion.* Nehmt alle Wehrlosen unter Euern Schutz; gebt nicht zu, dass dieselben beleidigt oder gar misshandelt werden. Zerstört nichts ohne Not, verschleudert nichts; mit einem Wort, betragt Euch so, dass Ihr Euch Achtung erwerbet und Euch stets des Namens, den Ihr traget, würdig zeiget!"

Ist das nicht ein Offizier, der durch seinen frommen Sinn an den Hauptmann von Capernaum und an denjenigen von Cäsarea in der Apostelgeschichte erinnert? Dufour hat seine Gegner nicht nur in einem momentanen Treffen, sondern für immer besiegt. Solche Feinde zu lieben, ist wahrlich keine Kunst.

Dufour und Dunant — wenn Genf keine anderen grossen Namen aufzuweisen hätte, darf es stolz sein auf diese beiden Dioskuren. Sie haben ja gleichzeitig gelebt und auch zusammengewirkt. Ich habe anderwärts schon dargethan, wie die Genfer Konvention ohne Dufours Einfluss auf den schweizerischen Bundesrat und auf den Kaiser der Franzosen offenbar nicht zu stande gekommen wäre.

Bei aller Weichheit des Gemütes und der Herzensgüte war Dufour ein eigentlicher Kriegsheld und eine militärische Grösse.

---

## Reiseerinnerungen.

(Aus einem Vortrag.)

Früher als sonst um Mitte September sinkt die Dämmerung nieder. Bald beginnt auch der Regen in Strömen zu fallen und peitscht an die Fenster des Eisenbahnwagens. Die Blitze zucken und der Donner rollt: zum Reisen just das rechte Wetter. So geht's in die Nacht hinein und zum Lande hinaus. Das Gewitter rüstet auch am Rhein nicht ab: es ist international. Ein echter Bummelzug übrigens, so ein Sammelzug, wie ihn der Spätling liebt am Sonntag Nachmittag. Das thäte ja weiter nichts, wenn nur nicht das häufige lästige Umsteigen wäre. Endlich in Feldkirch der letzte Halt vor dem Arlberg, eine Stunde Gemütlichkeit zugleich in Erneuerung alter und Anknüpfen neuer Bekanntschaft. Wie der Zug weiter rollt, ist Mitternacht vorüber. Jm Coupé sitzen noch zwei Reisende: der dritte, ein Bündner, der sein Zelt unter den Pyramiden aufgeschlagen und nach einem Besuch in der Heimat wieder dahin zurückkehrt, hat sich in den für den Brenner bestimmten Wagen bequemen müssen. Platz genug wäre also, und wenn die zwei Feinde wären, würden sie im Schlaf Frieden suchen. Sie sind's aber nicht, auch wenn der Eine nur für ein paar Monate die österreichische Offiziersuniform ausgezogen, der andere zu einer Versammlung reist, auf deren Tagesordnung „Schiedsgericht", „Abrüstung", „Umwandlung der Armeen" u. s. w., kurz, lauter Dinge stehen, die einem braven Offizier die Haare sträuben machen. So geht denn das Gespräch fröhlich fort, auch bei jenem voll Anerkennung für die Bestrebungen der Friedensgesellschaften, volle Bewunderung, namentlich für seine Landsmännin Baronin Suttner.

In Innsbruck erhält der Offizier Succurs. Es steigt noch einer ein, in Uniform, nicht vom Eisenbahnregiment, wie jener, sondern von der Infanterie. Aber die Friedensidee ist am Ende viel tiefer gedrungen, als man nur denkt, und der Friede hat seine stillen Verehrer auch unter den Söhnen des Mars. Das neue Vis-à-vis wenigstens sieht nicht aus, als gelüste es ihn nach Waffenthaten und Heldenruhm, viel eher, als möchte er erst mit dem Frauchen an seiner Seite recht lange den Frieden geniessen im Verkehr mit all den Villen, von welchen dem Paare Tücher ihren Gruss herüberschwenken.

Draussen brauen unterdessen die Nebel; nur selten tritt ein Berghaupt durch den zerrissenen Schleier hervor Um so offener treten die Verheerungen der wilden Aach zu Tag: entwurzelte Bäume, überschwemmte und verschlammte Fluren und Auen, zerstörte Brücken, deren Balken ins Graue starren, verheerte Dämme, ruinierte Hütten, dort an einem Hause die dem Wasser zugekehrte Hälfte glatt hinweg rasiert. Das sind keine Friedensbilder. Das ist der Kampf und das Entsetzen draussen in der Natur, wie sie oft zum Vergleich und Beweis dafür angeführt werden, dass es Frieden nicht gebe und nicht geben könne anders als im Grabe; dass auch der Krieg ein Naturprozess sei, der sich mit absoluter Notwendigkeit vollziehe und der nur die Luft reinige wie das Gewitter draussen. Ein netter Vergleich, wirklich! Der Mensch, der denkende, fühlende, „humane", der urteilende, wollende Mensch, der sich doch mindestens dann auf seine Freiheit beruft, wenn's aufs Steuerzahlen ankommt, und das ist doch auch nur ein Naturprozess, auf eine Linie gestellt mit dem Strahl, der ohne Wahl aus den Wolken zuckt! Und dann: suchen wir uns nicht auch gegen den zündenden Funken mit dem Blitzableiter zu schützen und würden unter Umständen auch einmal auf die ganze prächtige Luftreinigung verzichten, statt unsere Häuser niederbrennen zu lassen, wenn wir sie nach Belieben abstellen könnten? Und endlich: die Verheerungen und Verwüstungen durch höhere Gewalt mögen so schrecklich sein wie sie wollen — der schrecklichste der Schrecken ist doch der Mensch in seinem Wahn. Der Kampf draussen in der Natur ist doch lange nicht so furchtbar, fordert nicht so ungezählte Hekatomben, und die Wunden, die er schlägt, vernarben, ja heilen oft bald wieder. Der Kampf aber unter den Menschen, wenn er einmal angehoben, frisst fort, fordert Opfer um Opfer, und wenn lange schon nominell

und offiziell Friede geschlossen worden, ist doch nicht Friede. „Das eben ist der Fluch der bösen That, dass sie fortzeugend Böses muss gebären!“

Ob's in Salzburg wohl wieder die, wie es scheint, sprichwörtlichen „Salzburger Schnurl'n“ geben wird? Es wäre doch schade! Eben streiten wir noch, ob es echtes Himmelsblau, was dort zum Vorschein kommt, ob eine Wolke sich den Scherz gestatte, da bricht der erste Sonnenstrahl durch die Wolken, von allen mit Jubel begrüsst. Ein paar Augenblicke und die Reisenden trennen sich; ob sich ihre Wege wohl je wieder begegnen werden? Ueber Salzburg aber leuchtet — den Anblick soll dort nicht jeder haben — die Sonne.

* * *

Ein paar Stunden später stehe ich auf der obersten Zinne der Feste Hohensalzburg. Da grüsst es aus etwas tieferer Lage herauf. Ein Herr und eine Dame in Reisekostüm kommen mir entgegen. „Wohl eine Verwechslung, ich habe nicht die Ehre.“ Ein Lachen: „Ja freilich, die Metamorphose macht etwas aus“ — und er klatscht auf Joppe und Hut, die an Stelle von Uniform und Mütze getreten. Ja freilich, die Metamorphose macht etwas aus! und wie wohl mag es demjenigen sein, der Monate lang an Uniform und Kasernen-Schnarrton gewöhnt war, sich auch einmal ungezwungen und frei von dem allem als Mensch unter Menschen bewegen zu dürfen. Ja freilich, die Metamorphose macht etwas aus, und wenn erst einmal die grosse Abrüstung gekommen und von allen Kasernen und Kriegsministerien die weisse Fahne wehte, ich glaube, die Erde würde sich selber nicht mehr kennen. Ich beneide sonst den russischen Zar noch weniger als den König von Italien, um Eines aber doch: um das Geschenk, das er Europa mit Einem Wort, mit Einem Federzug machen könnte, die grosse Metamorphose, die weisse Fahne. Einstweilen aber versteht ein russischer Zar seine Macht und Herrschaft noch nicht so und wir haben mit seiner Politik zu rechnen.

In den niederdämmernden Abend klingt es von zehn oder zwölf Glöckchen auf dem kleinen Turm des Regierungsgebäudes, dem Schweizer wie ein Gruss aus der Heimat.

„Hoch vom Dachstein an, wo der Aar noch haust,
Bis zum Bette, wo die Save braust“ etc.

Das ist Friede.

Aber wie rasch Bilder wechseln! Am Bahnhof sah's nicht eben friedlich aus. Welches Gedränge von Menschen, Alles wartend auf das Oeffnen der schmalen Thüren, um sich, als gelte es die Eroberung von Wien, der Plätze im Zuge zu bemächtigen. Und dann: trotz aller Bemühung, sich selber zu beherrschen, sind es nicht lauter friedliche Gedanken, die mit den Ringeln der Cigarre, emporsteigen. Der Gedanke, zehn nächtliche Stunden so eingeklemmt und eingezwängt, kaum seines Armes mächtig, dasitzen zu müssen, ist kein sanftes Ruhekissen. Aber man erzählt, wie nach langem Seesturm, kaum dass der Fuss das feste Land betreten, auch alles Ungemach und alle Drangsal der Ueberfahrt vergessen seien. So mochten sich die Reisenden trösten, als morgens 6 Uhr die Spitze des Stephansturms von Wien in einen strahlend blauen Himmel emporragte, einen herrlichen Tag, vielleicht auch herrliche Tage verheissend.

* * *

Wien soll eine ungefähr gleich grosse Garnison besitzen wie Berlin bei doch etwas bescheidenerer Gesamt-Einwohnerzahl. Dennoch wird dort schwerlich jemand das gesamte Leben von Beamten bis herab zum Strassenkehrer so militärisch und kriegerisch zugeschnitten finden wie in Berlin, das in erster Linie Residenz- und Garnisonsstadt und erst daneben auch einigermassen Industrie-, Universitäts- und Kunst-Stadt ist. Wien erinnert eigentlich mehr an eine kriegerische Vergangenheit als an eine militärische Gegenwart. An jene mahnen die zahlreichen Denkmäler österreichischer Fürsten und Feldherrn, ein ganzes Konglomerat von solchen des mehr durch Grösse als durch Schönheit imponierende Denkmal Maria Theresia's, ein etwas unglücklich gedachtes Pendant zu dem Reiterstandbild Friedrich des Grossen vor dem „historischen Fenster“ in Berlin. Zeugen jener Vergangenheit sind die Waffensäle im kunsthistorischen Museum mit ihren sorgfältigen Sammlungen von Harnischen habsburgischer Grosser, aber auch brandenburgischer Markgrafen und italienischer Condottieri's. An die Zeit der grössten Not und Bedrängnis Wiens, die Belagerung durch die Türken und die Befreiung im Jahre 1683, erinnert das neue wirklich grossartige Denkmal Rüdigers von Starhemberg im Stephansdom, und schwerlich wird jemand die paar hundert Stufen zur Wachtstube des Stephansturms emporsteigen und sein Auge schweifen lassen nach der weiten Gegend, nach dem bischen Donau, das er eben noch erhascht, nach den Höhen des Leithagebirges und der Karpathen, ohne jener angstvollen Monate zu gedenken, da weit um in der Runde der Halbmond starrte und Rüdiger Tag für Tag fast von einer Nische im Turm Auslug hielt nach der Stellung der Feinde. Was wäre aus Europa und abendländischer Kultur geworden, wenn damals nicht an den Wällen und dem Widerstand Wiens der Ansturm der Janitscharen sich gebrochen hätte! Und dankbar schauen wir drunten noch einmal auf zu den Reliefgestalten: Rüdiger von Starhemberg, Karl von Lothringen, Johann Sobieski, Bürgermeister, Bürger und Studenten Wiens etc. Und mehr als zwei Jahrhunderte später wagt es das morsch und faul gewordene Osmanenreich, dem gebildeten Europa noch einmal jene Greuel zu bieten wie die bekannten im fernen Osten? Das Entsetzen darüber geht von Mund zu Mund. Aber unthätig schauen die Grossmächte zu und machen sich durch ihre Eifersucht, die kein energisches Eingreifen gestattet, selber zu Mitschuldigen des grauenhaften Mörders auf dem Thron.[1]

* * *

Heute, wie gesagt, bietet Wien ein friedlicheres Bild. Natürlich ist das Militär nicht geschwunden. Die Wachen ziehen heute noch auf in historischen Uniformen: Hartschiere mit rotem Waffenrock, tadellos weissen Hosen, hohen Stulpenstiefeln, den weissen Busch auf dem Helm, mit der Hellebarde paradierend; Leibjäger, schwarz von oben bis unten u. s. w., — aber der ganze militärische Apparat und Prunk verschwindet im gemütlich fröhlichen Wienerleben. Eine Friedenspredigt ist aber vor allem jede Wanderung durch den Geschäftsteil der Stadt, Markt und Kärthnerstrasse mit ihren Auslagen und ihrem Treiben, durch die Ringstrasse mit all den Denkmälern, privaten und öffentlichen Palästen, überragt von den beiden Museen, dem kunsthistorischen und naturhistorischen. Sie alle, fast ausnahmslos anknüpfend an den Namen Franz Joseph I., und in den letzten Decenien entstanden, sind beredte Anwälte des Friedens, die es dem Beschauer ad oculos demonstrieren, was der Friede vermag und erreicht, und hiesse Friede wirklich nichts anderes als: Geld und Kredit. Wer diese Sprache nicht versteht oder verstehen will, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen. Und wenn erst an Stelle des Waffenstillstands von ungewisser Dauer, der Tag für Tag, oft mit recht viel Mühe prolongiert wird — nur so müssen wir ja unsere 26 Friedensjahre verstehen — der wirkliche Friede getreten, eine geordnete internationale Justiz, sichere politische Verhältnisse, wenn sie aufgehört haben wird, die waffenstarrende ängstliche Zeit — was mag dann erst geschehen? Wie viel Thränen können dann erst getrocknet, wie manches heute verkümmernde Talent entwickelt werden! „Dann wacht die alte Erde auf, weiss nicht wie ihr gescheh'n, und lacht zum lichten Himmel auf und möcht' vor Lust vergeh'n.“

* * *

Droben am Ring das schäumende Leben der Gegenwart, aus dem die Zukunft emporsteigt. Wir aber machen noch rasch einen Abstecher nach der Kapuzinerkirche und warten mit den schon Angekommenen, bis der Bruder Pförtner ein Eisenthor rechter Hand öffnet und uns die

[1] Die kurze Betrachtung wird durch die Haltung der nämlichen Mächte gegenüber dem Aufstand auf Kreta, die geradezu eine Unterstützung der Pforte bedeutet, nicht abgeschwächt. Die Folgen dürften nach den Siegen der Türken nicht allzulange auf sich warten lassen. (D. Verf.)

lange Treppe hinunterführt in die Habsburger Gruft. Da ruhen sie, die stolzen Grossen, vom Gründer der Dynastie an bis zum letztverstorbenen Erzherzog Albrecht, pomphaft auch hier Maria Theresia, schlicht und einfach, wie es einem Edlen ziemt, Joseph II., mancher stolze Haudegen auch darunter, Prinz Eugen und Karl, der Sieger von Aspern. Sic transit gloria mundi — so vergeht die Herrlichkeit der Welt: Herrschergrösse und Feldherrentalent. „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."

---

## Ein Bürgerkrieg durch Schiedsgerichtsvertrag vermieden.

An einem Februarsonntag gegen abends fünf Uhr spazierte ich gemütlich auf dem Wege von Basel nach Binningen. Als ich am Fusse des den Baslern so beliebten Margarethenhügels mit seinem hübschen Kirchlein, von dessen erhabenem Standpunkte aus man die ganze Stadt überblicken kann, ankam, war ich nicht wenig erstaunt, mich plötzlich inmitten einer mit Stöcken und Knütteln bewaffneten Schar von Binninger Knaben zu sehen, wohl 120 an der Zahl. Die Hauptmasse der Armee war eben im Begriff, den dort befindlichen Hohlweg zu besetzen. Vom „Feinde" war jedoch von meinem Standpunkte aus nichts zu sehen. Ich entschloss mich rasch, den Margarethenhügel zu erklimmen, und war nicht wenig überrascht, zwei vollkommen zum Kampfe gerüstete Heere einander gegenüberstehen zu stehen. Wie ich mir aus der Stellung derselben bald klar machen konnte, hatte ich es mit einem sogenannten „Quartierhandel" zu thun. Plötzlich entstand eine grosse Bewegung auf der linken Seite und es zeigte sich, dass der „Feind", d. h. die Knaben des Gundoldingerquartiers, zum Schutze eine dritte Macht angerufen hatten, welche sich nicht sehr lange bitten liess, es war die städtische Polizei, die drei Mann hoch anrückte. Wie es gewöhnlich bei solchen „Okkupationen" geht, dass keine der sich befehdenden Parteien vom Ausgange befriedigt ist, so kam es auch hier. Die Binninger nahmen wohl samt und sonders Reissaus, doch sobald sie gewahr wurden, dass das bestrittene Gebiet nicht mehr „besetzt" war, wurde von beiden Seiten im nächsten Augenblick der Aufstand von neuem organisiert. Diesesmal jedoch hatte es allen Anschein, dass ich Zuschauer einer regelrechten Schlacht werden sollte. Es begann nun ein Hin- und Herplänkeln, man rief sich gegenseitig die üblichen Höflichkeiten zu, und auch die herumliegenden Steine wurden zusammengelesen. Wie ich diesem Treiben zusehe, erwacht in mir auf einmal die Stimme des Friedens und ich sagte zu mir: Sollte es nicht möglich sein, durch schiedsgerichtlichen Spruch den Kampf zu vermeiden? Ohne noch mehr Zeit zu verlieren, machte ich mich sofort auf den Weg und befand mich in wenigen Minuten inmitten der aufgeregten Schar von Binningen. Ein schmächtiger Kerl von etwa 14 Jahren, mit einem Stock, fast so gross als er selbst, unten mit einem Knoten versehen, schien die Kommandantenstelle übernommen zu haben. Ich redete das Kerlchen per „Sie" an, um meiner Sache gewisser zu sein, und hatte sofort die Genugthuung, zu sehen, dass ich den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, denn er gab sich sofort das Ansehen, bedeutend besser zu sein als seine „Untergebenen." Bald wusste ich den Sachverhalt, und zwar lag folgendes den kriegerischen Vorbereitungen zu Grunde: Die Binninger hatten zu dem alljährlich sich abspielenden Akt des Fastnachtsfeuers Holz aus dem Gundoldingerquartier geholt, und da wurden dieselben bei einem solchen Anlasse überfallen und durchgeprügelt. Das erforderte natürlich bittere Rache, der Feind wurde am andern Tage beim Fussballspiel überfallen und als Gegenleistung auch tüchtig ausgeklopft, welchem „ungerechten" Akt die Kriegserklärung auf dem Fusse folgte; nun standen also die beiden Heerlager zum „endgültigen Entscheid" einander gegenüber. Ich machte nun dem Kommandanten den Vorschlag, mit dem Feind zu verhandeln und vorzuschlagen, man sollte sich auf folgende Punkte einigen:

1. dass die Binninger im Gundoldingerquartier Holz suchen dürfen;
2. dass die Gundoldinger bei ihren Spielen nicht zu belästigen sind;
3. dass weder die Binninger, die nach Basel das Essen zu tragen haben, noch umgekehrt, dass die Basler in Binningen angehalten und belästigt werden dürfen.

Der Kommandant gab mir die Erlaubnis mit dem Feind entsprechende Unterhandlungen anzubahnen und ich befand mich bald zu diesem Behuf im andern Lager, wo ich das Glück hatte, mit einem intelligenten Burschen zu verkehren, der seine Leute so in der Hand hatte, dass er in kurzer Zeit, mit weitgehenden Kompetenzen zu einem Friedensschluss versehen, mit mir gehen konnte.

Der Ort der Verhandlungen befand sich je etwa fünfzig Meter von den beiden Lagern entfernt, und zu meiner Freude konnte man sich bald entschliessen, in allen Punkten einig zu gehen.

Ich bat nun die Kommandanten unverzüglich mit ihren Truppen abzuziehen, so dass die Sache bald beendigt sei. Zehn Minnten nachher konnte ich beide Abteilungen, Sacktücher an den Stöcken hängend unter Absingung des bekannten Liedes: „Wo Berge sich erheben" etc., abziehen sehen.

Nun konnte ich meinen Spaziergang ruhig fortsetzen und es freute mich, wenigstens verhütet zu haben, dass die Knaben, die grösstenteils in ihren Sonntagskleidern da waren, sich nicht gegenseitig beschmutzt und zerfetzt hatten, um so mehr, als es meistenteils Kinder armer Eltern waren.

Wie ich nachträglich erfahren habe, sind die Abmachungen von beiden Seiten respektiert worden. Es wäre zu wünschen, dass auch im grossen eine vernünftigere und ruhigere Behandlung kleinlicher Differenzen statt. fände, dies würde gewiss zu aller Nutz und Frommen sein.

L. S. in Basel.

**Wir bitten die verehrl. Mitglieder der schweizerischen Friedensvereine, unser Blatt in ihrem geschäftlichen Bekanntenkreis als**

**Insertions-Organ**

**bestens zu empfehlen. — Inserate sind zu adressieren an die Haller'sche Buchdruckerei in Bern, welche auch Anfragen betreffend Insertionskosten postwendend erledigt.**

## Zur Friedensbewegung in der Schweiz.

Hier könnte einfach auf die reichhaltige *Traktandenliste der Delegiertenversammlung* (30. Mai) hingewiesen werden. Allein wir nehmen, im Hinblick auf die offizielle Berichterstattung hierüber (in Nr. 11) den Faden der privaten Propagandaberichte wieder auf, um nach 3—4 wöchentlicher Abwesenheit die entstandenen Lücken auszufüllen und die Säumigen zur energischen Tkätigkeit anzuregen.

In **Aadorf** sind erst einige wenige Freunde unserer Sache; sie erhalten demnächst Gelegenheit zur erfolgreichern Mitarbeit durch den *zweiten*, von den energischen Gesinnungsfreunden im benachbarten *Elgg* veranstalteten Vortrag in öffentlicher Versammlung.

Aus **Aarburg** ist Aehnliches zu berichten. Der schon längst „in Aussicht genommene" (zweite) Vortrag in Olten (?) dürfte hier entscheidend wirken.

**Chur** ist, seinem Bündner-Charakter getreu, immer „langsam voran", hat die Vortragsperiode abermals verstreichen lassen, ohne Wort zu halten.